

florian burkhardt

das kind
meiner
mutter

roman

WÖRTERSEH

Meiner Familie und meinem
Partner Van Manh Nguyen gewidmet

illusion 9

tod im spielparadies 11

familiengrab 22

flug mit der ente 36

tür ins nichts 54

nur ein vorort 67

vision 83

goldfische im musikzimmer 85

im sichtfeld der mutter 99

vom blitz getroffen 113

mein leben als hund 128

passion 145

im zuchtbecken 147

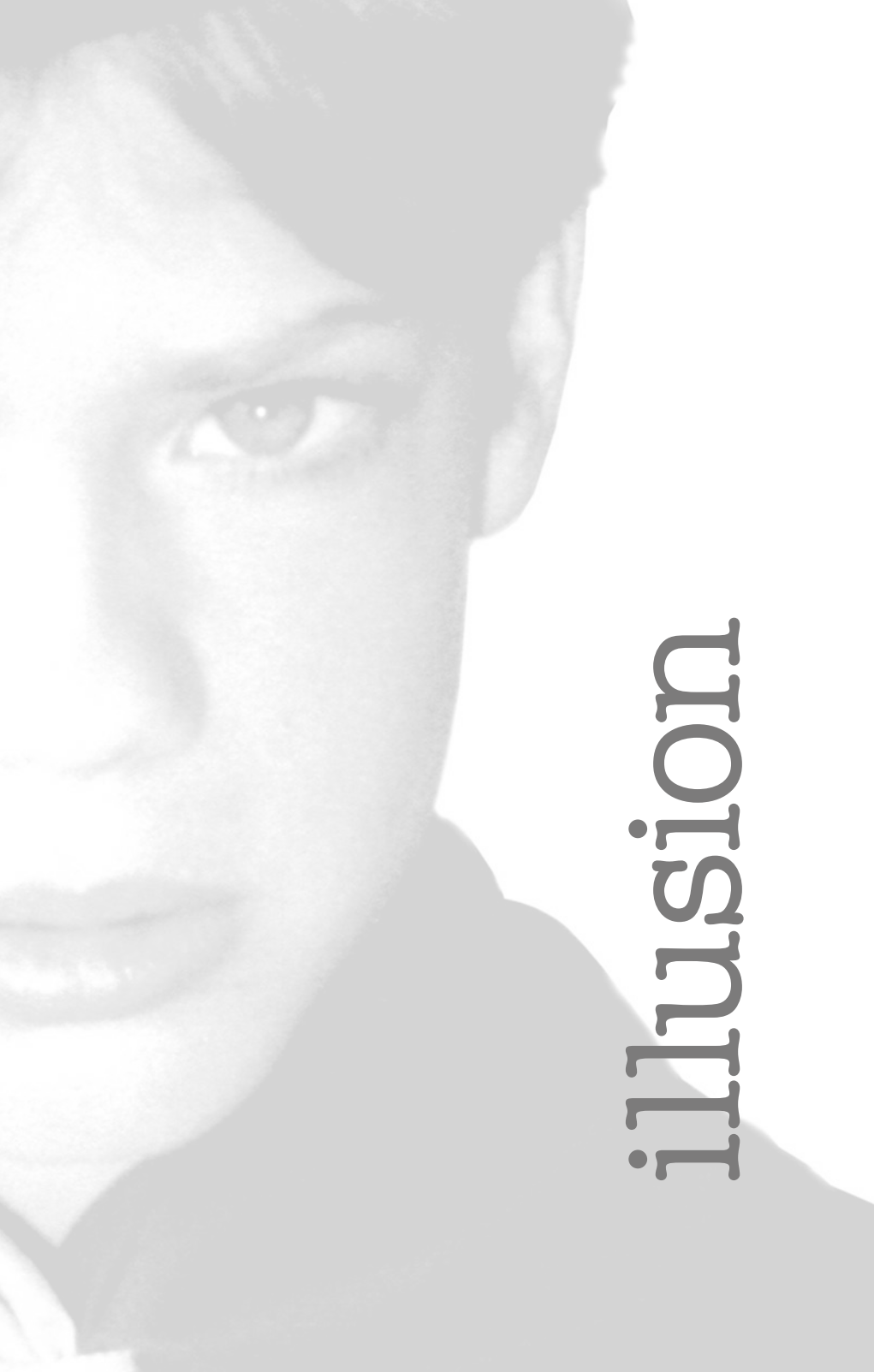
tür im endlosen gang 160

farbe im dunklen grau 173

weit entfernt: amerika 186

epilog 199

dank 201



illusion

tod im spielparadies

Ich verstand nicht, wieso wir so weit weg in den Urlaub fahren mussten. Südfrankreich, sagte meine Mutter. Sie hatte extra Kaugummi gegen die Übelkeit im Auto gekauft. Ich saß hinten mit meinem elf Jahre älteren Bruder im frochgrünen Sportauto meines Vaters. Er und meine Mutter trugen große Sonnenbrillen, mein Bruder las in einem Buch. Die Sonne brannte durch die Fenster, und durch irgendwelche Öffnungen strömte von vorn frische, aber sehr warme Luft. Das Schlimmste am Autofahren war der Geruch: der süße Duft der Ledersitze, gemischt mit dem Gestank nach Benzin. Es war klar, irgendwann war mir übel. Meine Mutter gab mir einen Kaugummi. Es half nichts. Tief durchatmen, sagte sie. Ich atmete die heiße Benzinluft tief ein. Ich machte auch die Augen zu, aber das war zu viel, sobald ich die Welt nicht mehr sah, war die Übelkeit noch mächtiger. Ich legte mich auf den Boden, es war eng da hinten, aber ich konnte nicht mehr sitzen. Gehts?, fragte meine Mutter. Nein, sagte ich. Sie hieß meinen Vater anhalten. Auf der Schnellstraße neben einer Wiese. Die anderen Autos zischten an uns vorbei. Was für eine Geschwindigkeit. Ich stürzte aus dem Wagen und sog die frische Luft ein, noch bevor ich mich auf den heißen Asphalt setzte.

Ist es noch weit?, fragte ich. Es dauert noch ein bisschen, sagte mein Vater – doch meine Mutter meinte, es gehe nicht mehr

lange. Sie hielt die Karte auf ihrem Schoß, während mein Vater fuhr, aber sie verlor schnell den Überblick, wo wir sein könnten. Ich betrachtete die Welt, die an uns vorbeirauschte. Ist das Frankreich?, fragte ich. Ja, sagte mein Bruder. Wir sind bald da, sagte meine Mutter. Dann sah ich diese Pracht. Die gelbe Armee von Blumenköpfen, die auf hohen Stängeln alle im selben Winkel die Gesichter gegen die Sonne hielten. Sonnenblumen, hier hat es viele Sonnenblumenfelder, sagte mein Vater. Da habe ich mich das erste Mal verliebt. Was für mächtige, stolze Gestalten. Und es wurden immer mehr. Ich vergaß, dass mir übel war, und weil wir nicht mehr so schnell fahren, konnte meine Mutter ihr Fenster ein Stück hinunterdrehen, sodass mir der Fahrtwind das Benzin aus der Nase nahm.

Mein Bruder hatte mir erzählt, dass Frankreich am Meer liegt. Aber das Meer sah ich auf der Fahrt und während des ganzen Urlaubs nie. Dabei hatte ich mich so auf das Meer gefreut, auf die Möwen, Segelschiffchen und Matrosen. Dafür gab es Eis mit Erdbeergeschmack, unterwegs beim Zwischenstopp in einem der kleinen Städtchen, durch die wir fuhren. Die Straßen wurden kleiner, die Häuser weniger, und irgendwann bremste mein Vater und sagte: Hier müsste es sein. Mein Bruder sah von seinem Buch auf, und ich hatte keine Ahnung, was mein Vater meinte. Hier war nichts. Ich war zu klein, um die zwei Radspuren zu sehen, die von der Straße abgingen, also dachte ich, dass mein Vater jetzt einfach so in die Natur fuhr, um einen Baum herum, zwischen Gebüsch hindurch. Irgendwann sah ich das Hausdach. Wir machen Urlaub auf einem Bauernhof, hatte meine Mutter zu mir gesagt. Was hieß das? In einem Haus von und mit fremden Menschen? Nun gut, hatte ich gedacht, das Haus ist in Frankreich, und Frankreich liegt am Meer. Mein Vater parkte den Wagen neben drei andere Fahrzeuge. Eine Frau kam aus dem Haus ge-

rannt und rief etwas, das ich nicht verstand. Das ist Französisch, sagte mein Bruder, stieg aus und ließ mich als Letzter im Auto zurück.

Die Woche auf dem Bauernhof verbrachte ich oft im Auto. Aber nicht in dem meines Vaters. In der Wildnis, die das kleine Anwesen umgab, hatte ich auf einer meiner Erkundungstouren ein altes Auto entdeckt. Die Streifzüge durch das hohe Gras und die Büsche waren schon Abenteuer genug, denn es gab hier Schlangen, wie mein Bruder mir erzählt hatte. Keine giftigen, beschwichtigte mein Vater. Trotzdem schwang ich einen Stock vor mir her, klopfte den Boden damit ab und stocherte herum, um sie zu vertreiben. Meine dünnen, nackten Beine gaben bestimmt eine leckere Zwischenmahlzeit für die möglicherweise riesigen und hungrigen Tiere ab, doch es war einfach zu heiß, um zum Schutz lange Hosen zu tragen. Zu meiner Sicherheit unterhielt ich auch ständig Kontakt zum Hof. Meine Mutter rief regelmäßig meinen Namen, worauf ich Ja schrie, mal von rechts, mal von hinter dem Haus. Sie lag auf einem Liegestuhl, leicht bekleidet, mit Riesensonnenbrille und Hut, blätterte in Zeitschriften und nippte hin und wieder durch einen Strohalm an einem Getränk.

Als ich das Autowrack in den Büschen entdeckt hatte, rannte ich aufgeregt zum Haus, um Bruder und Vater mein Fundstück zu zeigen. Damit fuhren sie bestimmt früher zum Markt, sagte mein Vater. Das Auto war nicht größer als das meiner Mutter, aber es hatte hinten einen kleinen Frachtraum. Mein Bruder wollte sich auf den Fahrersitz setzen, aber zuerst musste ich mit meinem Stock noch ordentlich Lärm im Fahrzeug machen, wegen der Schlangen. Meine Mutter rief vom Liegestuhl aus, was da los sei. Aber ich hatte keine Zeit, zu antworten. Ich kletterte über das Loch im Boden auf den sonnengewärmten Fahrersitz und legte

ehrfürchtig meine Hände ums Steuerrad. Das war jetzt mein Auto, und ich war bereit, damit loszufahren, ans Meer. Dass das Gefährt nicht mehr funktionierte, spielte keine Rolle. Nicht in meiner Welt.

Im Auto meines Vaters fuhren wir zwar nicht ans Meer, aber immerhin auf den Markt. Sieh mal, sagte meine Mutter. Und ich sah zwischen den Ständen mit dem Obst und Gemüse, zwischen den stämmigen Männern und älteren Frauen etwas, was mein wichtigstes Fundstück werden sollte auf dieser Reise. Es war ein Käfig mit Zwergkaninchen. Ich rannte hin, schaute und staunte, wie die kleinen Tiere schnüffelten, guckten und gemütlich mit kleinen Sätzen von einer Ecke in die andere hüpfen. Meine Mutter kaufte mir eines. Und machte damit die Rückreise in die Heimat zu einem Abenteuer, auf das mein Vater gern verzichtet hätte.

Das Zwergkaninchen kletterte im hinteren Teil des Autos herum, während die Armee der Sonnenblumen vorbeizog. Mein Bruder hatte sein Buch in der Tasche gelassen, es war nicht so heiß im Wagen, und ich litt kaum. Das Kaninchen wirkte besser gegen Übelkeit als der Kaugummi.

Die Straßen wurden breiter, und meine Mutter erklärte mir, dass man an der Stelle, wo Frankreich aufhört, von Männern angehalten werde. Diese Männer schauten, dass man keine Tiere ins nächste Land mitnehme. Deshalb mussten wir das Zwergkaninchen verstecken, in einer Schachtel, unter einer Decke, zwischen den Beinen meiner Mutter. Meine Eltern trugen ihre großen Sonnenbrillen, und ein Mann mit Mütze schaute in den Wagen. Die Zeit blieb stehen. Als wir weiterfuhren, lachte meine Mutter und reichte mir das zapplige Kaninchen wieder nach hinten. Wir tranken Fruchtsaft und aßen Brote, bis ich die Welt außerhalb des Autofensters wieder kannte.

Die Berge mit dem König aller Berge, einem von scharfen Spitzen gekrönten Riesenpudding, vor dem der See lag, den wir entlangfuhren, um dann abzubiegen, eine kleine, steile Straße hinauf, die sich den Hang hinaufschlängelte. Nach der dritten Kurve ging ein Weg ab, der zu einem Bauernhof führte. Im Winter rodelten wir dort hinunter. Mein Vater hatte den Weg einmal gemalt, mit meiner Mutter auf dem Bild, in rotem Mantel, mit rotem Hut. Sie lief diesen Weg hinauf, wenn sie sich die Beine vertreten wollte. Und wurde immer kleiner, bis sie nur noch ein roter Punkt war, der fast in der Weite der Wiese verschwand. Mein Vater sagte, dass er auf dem Bild die Schönheit meiner Mutter einzufangen versucht habe. Sie ist wunderschön, sagte er und schaute mich mit seinen wässrig blauen Augen an. Manchmal nahm mich meine Mutter mit, bis dorthin, wo einen der Hund vom Bauernhof begrüßte, wild kläffend hin und her jagend.

Mein Vater lenkte den Wagen um die letzte Kurve und fuhr an einer Reihe Garagen vorbei, bis die Straße bei einem kleinen Wendeplatz endete, dort, wo der Wald anfang. Wir parkten hinter dem orangen Auto meiner Mutter, stiegen aus und sahen unter uns die Welt ausgebreitet. Die Berge, deren Kronen gegen den Horizont hin immer kleiner wurden. Direkt vor uns der See mit den Booten, am Sonntag am blauen Himmel die Heißluftballons, in denen Menschen still über die Gegend schwebten. Nur hin und wieder war ein Fauchen zu hören.

Hinter uns erhoben sich die Terrassenhäuser, das obere Ende des Hügels markierend, jeweils fünf übereinander, wie breite, flache Klötzchen, gestapelt nach hinten verschoben, sodass bei jedem Haus eine große Terrasse Platz hatte. Das zweite von unten bewohnten wir, und weil wir Koffer und ein Kaninchen dabeihat-

ten, nahmen wir den Lift, der eigentlich eine Bahn war. Von einem Seil gezogen, führte sie auf Schienen schräg unter der Treppe hoch. Ich freute mich, wenn wir sie benutzten, denn es war wie in einer Geisterbahn, wir rumpelten und schwankten durch den Untergrund. Oben stieß man die schwere Metalltür auf und stand in einem kleinen Garten, der zur Wohnungstür führte. Unser Heim, umgeben von einer großen Terrasse, mit der Schaukel, dem aufblasbaren Plantschbecken, einem Sandkasten voller gelber Plastikbagger, dem Pingpong Tisch für die Großen. Und schon bald auch mit ein paar stolzen Sonnenblumen. Ein bisschen Frankreich im Schlossgarten, dachte ich. Direkt neben den Tulpen, die aus den Niederlanden kamen, wie mein Bruder mir erklärte. So kam auf unserer Terrasse die Welt zusammen.

Eine perfekte Märchenwelt, bis im Schlossgarten etwas starb, das Kaninchen, von mir erwürgt. Der Tod erschütterte meine Kinderwelt. Gerade hatte es sich noch so lustig gekratzt, jetzt lag es ausgestreckt und leblos auf dem Boden der Terrasse.

In meinem Spielparadies, wo ich der Prinz war und sich alle bemühten, mich bei Laune zu halten. Die Mutter war mein Freund und spielte mit mir ein kleines Raubtierspiel: Ich war der Tiger, sie der Löwe. Und so umkreisten wir uns auf allen vieren und wühlten uns sanft ineinander. Sie sagte: Ich bin der Löwe, weil ich faul bin. Und ich sagte: Ich bin der Tiger, weil ich gefährlich bin. Mein Vater war mein Vorleser. Jeden Abend saß er an meinem Bett, spannende Abenteuer vortragend, die mich in den Schlaf begleiteten. Mein Bruder war der Unterhalter. Er erklärte mir, wie es auf der Welt zu- und herging und wieso alles so war, wie es war. Er war auch der Architekt meiner Spielwelt. Er installierte die kleine Seilbahn, die von meinem Zimmer zum ersten Baum des Waldes führte. Er baute mir im Winter auf der kleinen Wiese zwischen Haus und Wald ein Iglu. Er sorgte dafür,

dass unsere Zimmer mit Büchsentelefonen verbunden waren. Auch konstruierte er aus Legosteinen riesige Brücken und Kräne, baute aus Schachteln einen Panzer, aus dem ich aus einer Luke meinen Kopf strecken konnte. Er zog mich mit einem von ihm fabrizierten Kistenauto hinter sich her, ich stolz an einem kleinen Steuerrad drehend. Vor dem Schreibtisch meines Vaters baute er ein Puppentheater auf, vor dem ich saß, während er die Figuren agieren ließ. Er legte für mich die Gleise der Spielzeugeisenbahn durch das Wohnzimmer oder stellte alle Stühle in eine Reihe, damit wir Bus spielen konnten. War er nicht zu Hause, kaufte meine Mutter bei meiner Spielpost Briefmarken oder in meinem Kinder-Krämerladen Salz. Legte sie sich wie jeden Nachmittag auf das Sofa für ihr Löwennickerchen, blieben mir immer noch die Puppen, Stofftiere, das Schaukelpferd, der Plastiktraktor, die Schlümpfe oder das Zelt, das auf der Terrasse stand.

Und das Zwergkaninchen, das ich so sehr liebte, dass ich es erdrückte. Es war so klein, so flauschig, so warm, so lebendig. Und meine Liebe so groß, dass ich es einfach an mich drücken musste. So sehr, dass es schlaff aus meinen Händen auf den Boden fiel, als ich die Einverleibung aufgab. Und man mir erklärte, dass es tot sei. Ich wusste nicht, was es bedeutete, tot zu sein, ich wusste nur, dass sich das Kaninchen verändert hatte.

Dein Bruder ist auch gestorben, sagte meine Mutter und holte aus ihrem Schlafzimmerschrank eine Wollmütze mit einem großen Loch. Ich wusste nicht, was sie mir mit dieser Mütze sagen wollte. Er ist vor deiner Geburt gestorben, erzählte meine Mutter, vielleicht klang sie traurig, vielleicht nicht. Sie sagte, dass er ein Engel gewesen sei und schon in den Himmel zurückmusste. Einerseits, weil er zu gut für die Welt war, andererseits, damit ich geboren werden konnte. Denn, so meinte sie, ich sei etwas Be-

sonderes und habe eine besondere Aufgabe auf dieser Welt. Ich hätte Gott gebeten, zu ihr zu kommen. Das hatte ich ihr offenbar einmal erzählt. Ich konnte mich nicht daran erinnern. Aber wenn meine Mutter das sagte, musste es so sein. Sie erklärte, dass sie und mein Vater nicht mehr als zwei Kinder haben wollten, also musste zuerst eines weg, damit Platz für mich war. Sie gab mir damit die Macht über Leben und Tod, noch bevor ich geboren war. So seltsam verwirrend ihre Worte auch waren, auf jeden Fall wusste ich jetzt, wer der Junge war, dessen Bild in einem Rahmen im Wohnzimmer stand.

Weil in einer Spielwelt alles ersetzbar ist, kaufte mir meine Mutter am Tag nach dem Tod des Kaninchens ein neues Tier: ein Meerschweinchen. Es kam nicht wie das Kaninchen aus Frankreich, wie mein Bruder mir erklärte. Es kam aus Südamerika. Das ist noch weiter weg. Und weiter weg war spannend.

Während das Meerschweinchen endlos kauend in seinem Käfig saß, sich einen Strohalm nach dem anderen einverleibend, konstruierten und bewirtschafteten mein Vater und mein Bruder unser Zuhause. Mein Vater baute echte Flugzeuge, wenn er bei der Arbeit war. Das erzählte mir mein Bruder, der, ihm nach-eifernd, selbst schon kleine Motörchen zusammensetzte. Mir kauften sie im Spielzeugladen Kartons mit schönen Bildern von Flugzeugen, Autos und Schiffen drauf. Öffnete ich sie zu Hause, waren zwar jeweils keine Flugzeuge drin, dafür viele graue Plastikteilchen. Meine Hände führend, klebten mein Vater und mein Bruder diese winzigen Teile so zusammen, dass etwas entstand, das, mit Farbe und den mitgelieferten Stickern versehen, wirklich wie das Flugzeug auf der Verpackung aussah.

Sie bauten zusammen die Bühne, die meine Mutter und ich belebten. Während sie bauten und Teilchen zusammensetzten,

visualisierten meine Mutter und ich das Unsichtbare. Nie hätten Vater und Bruder über meinen verstorbenen Bruder gesprochen, es schien, als sei für sie nur beachtenswert, was sich selbst konstruieren ließ. Selbst das Kaninchen aus Frankreich wie auch der Ersatz, das Meerschweinchen, waren für sie uninteressant. Meine Mutter und ich konzentrierten uns auf das, was lebte. Wir lachten, wenn das Meerschweinchen quietschte, wenn es das Rascheln der Tüte hörte, in dem der Salat war. Wir staunten darüber, wie die Ameisen Brotkrümel vom Tisch auf der Terrasse abtransportierten. Wir redeten darüber, welcher Vogelgesang uns besser gefiel, und machten Tiere aus Brotteig, die wir in den Ofen schoben, vor dem ich dann saß und zusah, wie sie aufgingen.

Meine Mutter erklärte mir, dass ich ein Wunderkind sei, ein Künstler. Ein kleiner König, der schon auf den Thron geboren war. Ein Prinz, dem sie nichts beibringen musste, eher lag es an mir, sie zu führen. Oder wie sie es sagte: Ich sei geboren worden, um zu retten. Das klang für mich spannend, wie ein Märchen, mein ganz persönliches Märchen, in dem ich der Held war.

Sie fuhr mich einmal die Woche mit ihrem orangen Auto in die Stadt, wo es eine Malstube gab. Sie zog mir einen weißen Umhang über und führte mich in einen Raum, wo die Wände komplett mit weißem Papier bekleidet waren. Der Boden war mit Plastikfolie überzogen. Ich tauchte die Pinsel in die Farbtöpfe und malte und spritzte die Wände und mich selbst bunt. Als Künstler verewigte ich die Sonne, die Sonnenblumen, unser Haus und unsere Familie. Danach packten wir alles ins Auto, was ich kreierte hatte, und fuhren durch die Stadt, meine Mutter angespannt am Steuerrad, ich winzig auf dem Rücksitz, bis sie den Wagen auf der Kreuzung abwürgte und wir verloren waren. Wie ein Wolfsrudel hatten uns Autos eingekreist und starteten

uns mit ihren Scheinwerfern böse an. Meine Mutter versuchte, den Wagen wieder zu starten, und ich nahm sie zum ersten Mal als hilflos und ausgeliefert wahr. Es war eine Situation, aus der nicht einmal ich sie retten konnte. In dieser Welt der anderen, in der Stadt, die mir unendlich groß vorkam, so groß, dass wir uns in ihr verloren und möglichst schnell wieder zurück in die Sicherheit unserer Welt am See kommen mussten. Dort, wo aufgehängt und gepriesen wurde, was ich auf Papier brachte, Meisterwerke, die großartig waren, weil ich sie gemacht hatte. Arbeiten, die für meine Mutter jedes Flugzeug und jede Maschine meines Vaters und meines Bruders in den Schatten stellten.

Einmal las sie mir aus einem bebilderten Buch vor, das von einem kleinen Prinzen handelte. Das war ein Junge, der allein auf einem winzigen Planeten lebte. Zusammen mit einer Rose, die offenbar einzigartig und ziemlich selbstverliebt war. Weil die Rose den Jungen nur für ihre Zwecke benutzen wollte, machte er sich auf die Suche nach echten Freunden. Dazu musste er seine Welt verlassen und durch das Weltall reisen. Auf anderen Planeten lernte er seltsame Erwachsene kennen, bis er auf die Erde kam, wo er einen Fuchs, eine Schlange und zu seiner Überraschung ganz viele andere Rosen traf. In der Wüste begegnete er einem Piloten, der versuchte, sein Flugzeug zu reparieren. Sie unterhielten sich lange, bis der kleine Prinz anfang, seine kleine alte Welt zu vermissen, und zurückreiste, den Körper auf der Erde zurücklassend.

Meine Mutter war so fasziniert von der Geschichte, dass sie beschloss, mit mir zusammen ein kleines Theaterstück darüber zu schreiben. Sie holte eine Schreibmaschine und tippte, an was wir uns erinnerten und was wir gemeinsam beschlossen, was zusätzlich passieren könnte. Und machten damit die Reise des kleinen Prinzen zu unserer ganz persönlichen Geschichte.